THỊ THANH THẢO
TRẦN

MENSCHEN WIE WIR

ROMAN

leykam: *Belletristik*

Für bố mẹ & em Tâm

PROLOG: JANUAR 1988

An dem Morgen, als mein Vater das Land verließ, stand der Vollmond der letzten Nacht noch am Himmel. Meine Mutter begleitete ihn nicht zum Flughafen; der Abschied erfolgte bereits auf der Veranda. Die Luft um sie herum war gewürzt vom Duft der Räucherstäbchen; und der beißende Wind heftete an jeder Hautstelle, die nicht bedeckt war. Das neue Jahr stand vor der Tür und mein Vater an ihrer Schwelle. „Pass gut auf unser Kind auf", wird er gesagt haben, während ich noch im Haus schlief. Wenn ich später aufwachen würde, hätte ihn bereits eine luftfarbene Leere ersetzt. Draußen sahen sich meine Eltern ein letztes Mal mit blutunterlaufenen Augen und einer Handvoll Gefühle an. Er versprach, nach sechsunddreißig Vollmonden zurückzukehren.

Alle Erinnerungen an diese Version meines Vaters, die ich hatte, waren nicht meine eigenen, sondern beruhten auf einem einzigen Schwarz-Weiß-Foto und ein paar fragmentarischen Anekdoten. Im Laufe der Zeit erschuf ich das Bild einer schwarz-weißen Figur, die jene schmale Gasse entlangging, die unser Haus mit der Außenwelt verband. Mit jedem weiteren Schritt wurde der schwarz-weiße Körper kleiner und kleiner, bis die enge Gasse ihn aufsaugte und schließlich ausspuckte in eine verschneite Welt, die mir und meiner Mutter fremd war.

Auch zwei Jahrzehnte später, als ich an derselben Stelle stand, an der mein Vater gelandet war, blieb mir dieser Teil seines Lebens verborgen. Man kann die Vergangenheit eines anderen Menschen nie

vollständig nachempfinden, und ich brauchte lang, um eine Vorstellung von der meines Vaters zu bekommen. Am Anfang war der Schnee, am Ende die Mauer, die Ost und West trennte. Eines Morgens wird er die Grenze überquert haben, die Aufregung in seinem fünfundzwanzigjährigen Herzen, das Feuer an seinen Füßen und Nam Cao unter seinem linken Arm – ein Buch, das mir später als erste Brücke zu ihm diente. Ich möchte glauben, dass er in diesem kurzen Moment, als er wieder ein Stück von sich zurückließ und einer neuen Hoffnung entgegenging, an mich dachte.

Am Anfang war der Schnee. Und all die Versionen von uns, die hätten werden können, wurden zu Hypothesen, die darunter begraben lagen.

SOMMER 2002

Wir fuhren seit einer Stunde Fahrrad. Eigentlich fuhr Thiện seit einer Stunde Fahrrad und ich saß auf dem Gepäckträger. Es war ein sonniger Spätnachmittag, der erste sonnige Tag seit meiner Rückkehr nach Vietnam. Thiện erzählte, dass es zuvor den ganzen Sommer geregnet hatte. Ich wusste nicht, was er vorhatte, aber das machte mir keine Sorgen. Wir fuhren an einer Reihe von Flammenbäumen vorbei, die am Straßenrand wuchsen, und Thiện drehte seinen Kopf zu mir: „Erinnerst du dich noch an die Bedeutung der Flammenbaumblüten?“

Ich sog den angenehm süßlichen Duft der Blumen tief in mich ein. Natürlich erinnere ich mich, dachte ich. Es gibt Dinge, die vergisst man nicht. In den drei Jahren, die ich schon weg war, hatte sich fast nichts verändert. Mit ein wenig Abstand wurde mein Blick auf diesen Ort sogar noch schärfer. Die Insel, auf der wir uns befanden, wurde zu etwas Abgeschlossenem, das es nicht mehr zu entdecken galt. Sie wurde zum Gegenpol zu Deutschland. Was vietnamesisch war, war nicht deutsch. Wenn ich deutsch sein wollte, musste ich das Vietnamesische hinter mir lassen. Vielleicht dachte Thiện deshalb, ich hätte die Blumen der Jugend vergessen, das Symbol der Unschuld und der Freundschaft. Was kam zuerst? Das Symbol oder die Flammenbäume, die überall in Schulen und Universitäten gepflanzt wurden? In den meisten Liedern über Freundschaft oder die erste Liebe kamen die Blüten der Flammenbäume vor. Rote Blumen in einem Fahrradkorb, lange weiße Blusen, unschuldige schwarze Augen, geheime Gefühle. Oft aber vergaß ich, dass sie auch die Blu-

men des Abschieds waren, denn sie blühten im Sommer während der dreimonatigen Schulferien. Und manchmal sah man sich nach den Ferien nicht wieder. So wie Thiện und ich vor drei Jahren. Mir kam der Liedtext von *Phượng Hồng – Rote Flammenbaumblüten*[1] in den Sinn: *Die Blüten des roten Flammenbaums sind erstaunt/ Als ich im Sommer zur Schule ging, um Nostalgie in den Baum zu schnitzen/ Wer weiß, ob wir uns im nächsten Schuljahr wiedersehen/ Wird deine Seidenbluse im Herbstwind am ersten Schultag wehen?*

Als meine Mutter und ich noch in Vietnam lebten, war der Sänger Bằng Kiều mit diesem Lied sehr erfolgreich. Es basierte auf dem Gedicht *Chút Tình Đầu – Ein bisschen erste Liebe* von Đỗ Trung Quân, das 1988 vom Komponisten Vũ Hoàng vertont und in *Phượng Hồng – Rote Flammenbaumblüten* umbenannt wurde.

Während meine Gedanken abschweiften, kommentierte Thiện meine Rückkehr: „Việt Kiều về nước." *Việt Kiều* ist die Bezeichnung für Vietnames:innen, die im Ausland leben. Früher war ich seine Klassenkameradin und Nachbarin, aber jetzt gehörte ich einer Gruppe an, die ihm fremd war. Es ist faszinierend, wie viele Identitäten man im Laufe des Lebens sammelt und wie man scheinbar in der Lage ist, diese an- und auszuziehen, je nachdem, zu welcher Zeit man sich wo befindet und wen man vor sich hat. *Việt Kiều về nước* – im Ausland lebende Vietnames:innen, die in die Heimat zurückkehren.

Wir fuhren bergauf. Ich sah Thiệns nackten Waden an, dass er sich anstrengen musste. Ich dachte mit schlechtem Gewissen an die deutsche Milch und Butter, die mich in den letzten drei Jahren

schwerer gemacht hatten. Nach einer Weile roch ich die frische Luft des Süßwassers und beugte meinen Oberkörper nach rechts, um an Thiện vorbeizuschauen. Vor uns tauchte die neue Brücke über den Chanh-Fluss auf, die unsere Stadt mit der nächsten verband. Bevor ich Vietnam verlassen hatte, hatten wir immer die Fähre nehmen müssen, um von hier wegzukommen. Thiện hielt an und stieg vom Fahrrad ab, ich tat dasselbe. Eine leichte Brise streifte mein Haar und meine Wangen. Die Sonne stand inzwischen tief am Himmel.

Thiện lehnte das Fahrrad ans Geländer und wir gesellten uns zu den anderen, die auf der Brücke standen, um den Sonnenuntergang zu bewundern. Wie früher redeten wir viel, sagten aber nur wenig. Er fragte mich über Deutschland aus, als wäre ich eine Expertin. Und ich antwortete ihm, als wäre ich eine Expertin, gestand ihm aber nicht, dass ich noch nirgendwo angekommen war, dass ich mehr Heimweh als Freund:innen hatte und dass ich die deutsche Sprache noch nicht so gut beherrschte, wie meine Eltern es von mir erwartet hätten. Ich erzählte ihm, wie anders die Schule in Deutschland war, dass wir montags keinen Fahnenappell hatten und sonntags keinen Zivildienst leisten mussten. Wir sangen nicht darüber, wie sehr wir Onkel Hồ verehrten oder dass wir unsere Lehrkräfte bis in alle Ewigkeit lieben würden. In Landshut, der Stadt, in der ich in Deutschland lebte, war ich weder ein roter Stern, der die Anwesenheit und das Erscheinungsbild der Schüler:innen in den Parallelklassen kontrollieren musste, noch war ich, wie damals, die stellvertretende Klassensprecherin, die für die Hausaufgaben und das Lernen zuständig war. Wir trugen weder eine Uniform noch ein rotes Halstuch oder ein Namensschild – in keiner der drei Schulen, die ich besuchte.

Dann fragte Thiện nach meiner Mutter und was sie in Deutschland mache. „Dies und das“, antwortete ich beiläufig. Ich wollte den Blick auf die schöne Landschaft nicht mit aufwühlenden Geschichten trüben. Aber meine Gedanken wanderten zu der Schokoladenfabrik, in der meine Mutter oft arbeitete. An Wochenenden stand ich mit ihr um vier Uhr morgens auf und wir versuchten gemeinsam unser Glück. Manchmal durften wir bleiben, aber wenn es mehr Arbeitskräfte gab als zu verpackende Schokoladen, wurde der Arbeitgeberin plötzlich wieder bewusst, dass wir keine Arbeitserlaubnis hatten. Und dann war alles umsonst: das frühe Aufstehen, die Aufregung in der Nacht zuvor, die Hoffnung auf etwas Neues, das wir mit dem verdienten Geld hätten kaufen können. Jedes Mal, wenn wir im Morgengrauen nach Hause kamen, fing meine Mutter an, etwas Banales in der Küche zu tun, wie die Spüle zu entkalken oder die Vorratsbehälter zu sortieren. Meine Mutter war vielleicht die einzige Frau auf Erden, die sich nichts sehnlicher wünschte, als arbeiten zu können, arbeiten zu dürfen.

„Ich habe gehört, du hast jetzt eine kleine Schwester“, sagte Thiện zwischendurch aufgeregt, „sieht sie aus wie du?“

„Wie aus dem Gesicht geschnitten“, übertrieb ich, obwohl uns so vieles trennte: Vierzehn Jahre, ein Monat, fünf Tage und 11 406 Kilometer – die Entfernung zwischen den Krankenhäusern, in denen wir geboren wurden. Thiện scherzte, dass sie sicher ganz anders wäre als ich, weil sie in Deutschland aufwachse und Vietnam nicht kenne. Ich stimmte ihm zu und fragte mich, ob sie diesen Ort später auch ihre Heimat nennen würde.

Und dann kam die unvermeidliche Frage, von der ich gehofft hatte, dass ich sie nie beantworten müsste, aber natürlich wurde sie gestellt, natürlich waren alle neugierig auf meinen Vater. Wie ich kannte Thiện ihn nur von dessen einzigem Besuch, als wir beide neun Jahre alt waren. Jetzt lebten wir als Familie zusammen, aber bedeutete das, dass ich ihn kannte, dass ich Auskunft über ihn geben konnte?

Über der Chanh-Brücke hatte sich der Himmel inzwischen orange gefärbt. Die Sonne berührte bereits den Horizont. Ich bemerkte den Schwarm schwarzgrüner Libellen, die auf Augenhöhe um uns herumflogen. „Wahrscheinlich wird es bald wieder regnen", deutete Thiện ihre Anwesenheit. Wir stützten uns mit den Ellbogen auf das Geländer und starrten in die rote Sonne. Ein paar Schwalben flogen über den Fluss. Wir fragten uns, wo sie nachts wohl schliefen.

Wenn wir von der Brücke hinunterschauten, konnten wir auf die Stadt blicken, aus der wir hervorgegangen sind. Die gleiche Erde, auf der meine Urgroßmutter zur Zeit der französischen Kolonialherrschaft mit ihrem Kleinkind landete, das später meine Oma mütterlicherseits wurde. Hier wartete meine Mutter als Sechsjährige in einem Bunker ab, bis der Bombenalarm vorbei war. Hier verließ mein Vater die Schule, um in die Armee einzutreten. Wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte, würde ich sie an diesem Ort treffen. Gerade jetzt fühlte sich meine Reise in die Heimat ein wenig an wie eine Reise in die Vergangenheit.

„Sollen wir zurückfahren?", fragte Thiện, als der Himmel sich verdunkelte. Inzwischen war die Luft kühler und der Rückweg führte

nur noch bergab. Wahrscheinlich wären wir schnell zu Hause. Weil ich schon um 22 Uhr zurück sein sollte, nickte ich widerwillig.

Thiện trat den Fahrradständer mit dem Fuß zurück und drehte das Fahrrad um. Wir liefen ein paar Schritte schweigend nebeneinander her, dann setzten wir am Ende der Brücke die Rückreise auf dem Fahrrad fort. Als Thiện seinen Kopf in den Nacken warf, tat ich es ihm gleich. Mir fiel auf, dass ich in Landshut nie in den Nachthimmel schaute und deshalb nicht wusste, wie sich die Sternbilder dort von denen unterschieden, die gerade über mir in ihrer ganzen Pracht leuchteten. Ich erkannte Deneb, Wega und Altair, die das Sommerdreieck bildeten. Thiện wies mich auf den Schwan und den Adler hin, zu denen Deneb und Altair jeweils gehörten. Es machte mich glücklich zu wissen, dass die Sterne gleichzeitig Teile verschiedener Konstellationen sein konnten. Damals hinter Thiện auf dem Fahrrad dachte ich an vieles. Ich dachte daran, dass ich mich zum ersten Mal lebendig fühlte; dass ich in diesem Moment genau das tat, was eine Sechzehnjährige in meiner Vorstellung tun sollte: sich frei und unbeschwert durch die Nacht treiben lassen. Ich dachte auch, dass Thiện und ich für immer befreundet bleiben würden, dass wir zusammen aufwachsen würden, obwohl wir auf verschiedenen Kontinenten und in verschiedenen Zeitzonen lebten. Und für einen Moment waren alle Probleme verschwunden.

Damals auf dem Gepäckträger hinter Thiện ahnte ich nicht, dass all die gemeinsamen Erlebnisse, die wir während meines Besuchs sammelten, unsere letzten sein würden. Ich ahnte nicht, dass er nicht mehr da sein würde, wenn ich in den nächsten Jahren Vietnam besuchen

würde; dass ich die Orte meiden würde, die mich an ihn erinnerten, obwohl mein Geist versuchte, ihn in allem zu finden, was ich sah.

*

Am darauffolgenden Morgen saß ich im Haus und beobachtete meine Mutter, die sich draußen mit Nachbar:innen unterhielt und laut lachte. Sie trug ein hellrosa T-Shirt, das sie am Tag zuvor auf dem Markt gekauft hatte. Ich wusste nicht, ob es die Farbe war, die sich in ihrem Gesicht widerspiegelte, aber ihre Wangen waren rosiger als sonst. Ich nahm das goldene Licht in ihren Augen wahr und gleichzeitig die silbrige Stille des tiefen Wassers, mit dem ich aufgewachsen war. Seit unserer Ankunft in Vietnam war ihr Lächeln wieder breiter. Sie zeigte ihre weißen Zähne, die ich in den letzten drei Jahren selten gesehen hatte. Viele Jahre später noch dachte ich an dieses Lächeln und fragte mich, wo es geblieben war, ob meine Mutter es hier zurückgelassen hatte, ob nur Gesichter, die keine fremden waren, dieses Lächeln hervorlocken konnten.

Ich lehnte meinen Kopf an die Wand und strich mit den Fingern über ihre Oberfläche. Als Kind hatte ich das oft getan und mir vorgestellt, die Wölbungen des hellgrün gestrichenen Putzes seien kleine Berge, die von winzigen, für meine Augen unsichtbaren Wesen erklommen wurden. Als ich vor drei Jahren mit meiner Mutter auswanderte, hatte ich nicht erwartet, so bald wieder hier zu sitzen, in dem Haus, an dessen Fassade kunstvoll die Zahl 1992 gepinselt war und vor dem riesige Sonnenblumen wuchsen. Ich hatte nicht erwartet, meine Erinnerungen so schnell wiederbeleben zu können.

Ich kannte das Phänomen, dass einem das Haus, in dem man aufgewachsen war, später kleiner vorkommt. Aber in diesem Moment kam es mir sehr groß vor. Vielleicht, weil ich wusste, dass ich bald wieder gehen würde? Vielleicht weil die Türen dieses Hauses, im Gegensatz zu unserer Dreizimmerwohnung in Landshut, tagsüber immer offen standen?

Ich saß auf dem Boden. Die glänzenden Fliesen waren blau und erinnerten mich an das Schwimmbad, in dem ich im deutschen Sportunterricht nur am Beckenrand gesessen hatte und nie ins Wasser gegangen war. In meiner vietnamesischen Schule hatte ich nie schwimmen gelernt. „Aber du hast doch auf einer Insel gelebt", wunderten sich viele. „Warum kannst du nicht schwimmen?" „Blutegel", antwortete ich jedes Mal und redete nicht über die vielen im Wasser verlorenen Leben. Das Wasser war gefährlich. Wir hatten alle Angst vor *Tương*, den Wassergeistern, den Seelen von Menschen, die ertrunken waren. Ich wusste nicht, ob es ein offizielles vietnamesisches Wort war oder ob nur wir es auf unserer Insel benutzten. Einmal erzählte meine Mutter mir eine Geschichte aus ihrer Kindheit, als ihr Großvater väterlicherseits nach einem Dammbruch ein Dutzend Wasserleichen im Garten gefunden hatte. Damals wohnten sie noch in dem alten Haus, das nur durch einen Garten vom Fluss getrennt war. Es gelang ihrem Großvater, alle Körper zu identifizieren und ihre Angehörigen zu benachrichtigen, die sie dann abholten. Nun lebte der älteste Bruder meiner Mutter mit seiner Familie in dem Haus.

Mit einem Räuspern kam meine Großmutter mütterlicherseits, meine fast zweijährige Schwester auf dem Arm, durch den großen

Vordereingang herein und holte mich in die Gegenwart zurück. Ich wusste nicht, wo sie vorher waren. Hier waren alle immer irgendwohin unterwegs. Gestern ging mein Cousin Quốc mit meiner Schwester zu der Friseurin, in die er verliebt war. Nach ein paar Stunden brachte er sie mit einem unerwarteten Topfschnitt wieder nach Hause. Die Friseurin hatte ihr auch die Fingernägel in der Farbe von Lotusblüten lackiert, anscheinend damit sie trotz des Topfschnitts nicht wie ein Junge aussah. Die Nägel schienen meiner Schwester zu gefallen.

Ich nahm sie meiner Großmutter ab und setzte sie auf meine ausgestreckten Beine. Sie roch nach der Kindercreme von Nivea und trug ein Kleid mit orangefarbenem Blumenmuster. Was waren das für Blumen? Nelken? Pfingstrosen? Ich wusste es nicht genau. Mein Blick wanderte zu ihrem Gesicht, um mich zu vergewissern, dass ihre Lippen nicht blau waren, dass sie keinen Schaum um den Mund hatte. Kein zuckender Körper, mehr als nur das Weiße in den Augen. Alles war in Ordnung. Obwohl es hier für mich viel einfacher war, weil meine Eltern die Landessprache sprachen und wir uns auskannten, konnte ich mich wegen der Ereignisse vor unserer Abreise noch immer nicht ganz entspannen. Bitte bleib gesund, bat ich meine Schwester wortlos und fuhr mit dem Daumen über die riesigen Beulen an ihren Beinen, Armen und im Gesicht. Süßes Blut trinken Mücken besonders gern, sagten meine Verwandten wie zum Trost.

„Juckt's noch?", fragte ich sie auf Deutsch. Das war unsere Sprache. Hier benutzten wir sie, um Geheimnisse auszutauschen, aber in Deutschland signalisierten wir damit, dass wir integriert waren. Meine Schwester nickte und ich griff nach dem Balsam mit der ro-

ten Metallverpackung und dem gelben Stern auf dem Deckel, um ihre Stiche einzucremen. Meine Großmutter setzte sich zu uns auf den Boden und spielte mit den Füßen meiner Schwester. Sie lächelte schüchtern und lehnte ihr Gesicht an meine Brust.

Meine Mutter kam mit einer Plastiktüte voll Jujuben zurück ins Haus. Sie hatte sie gerade von der alten Nachbarin auf der anderen Straßenseite gekauft, die in diesem Moment laut das Lied *Lòng mẹ – Mutters Herz* von Ngọc Sơn hörte, einem der berühmtesten Singer-Songwriter Vietnams seit 1989, von dem wir früher zwei Kassetten hatten. Diese zwei Kassetten und ein roter Rekorder waren alles, was uns jahrelang an Unterhaltungsmedien zur Verfügung stand. Meine Mutter hielt die Tüte hoch und lächelte mich vielversprechend an. Wir liebten es, Jujuben in Suppenpulver zu tunken: Eine Mischung aus Salz, Chili und Glutamat.

„Weißt du noch, als wir Jujubekerne gesucht haben?", fragte ich meine Großmutter.

„Nein, wann war das?", entgegnete sie und umarmte ihre aufgestellten, angewinkelten Beine. „Warum haben wir Jujubekerne gesucht?"

„Oh, das hast du vergessen?" Ich versuchte, meine Enttäuschung nicht allzu laut werden zu lassen. Meine Großmutter hatte sechs Kinder, einundzwanzig Enkelkinder und alle Hände voll zu tun. Deshalb musste ich als Kind immer um ihre ungeteilte Aufmerksamkeit kämpfen, und die Suche nach den Jujubekernen war eines der wenigen Erlebnisse, die ich allein mit ihr hatte.

„Wir wollten sie verkaufen", erklärte ich. Es gab einen Sommer, da hieß es, man könne aus Jujubekernen Medizin herstellen, und alle wollten damit Geld verdienen. Ich erinnerte mich daran, wie meine Großmutter an diesem heißen Tag barfuß in die Reisfelder lief, um den Reis von Hand mit einer großen Schöpfkelle aus geflochtenem Bambus zu begießen. Auf dem Weg dorthin gingen wir Seite an Seite, leidend und schweigend, alle vier Augen auf den Boden gerichtet. Wenn sie einen Jujubekern sah, zeigte sie mit ihrem großen Zeh darauf und ich hob ihn auf. „Wir dachten, wir würden bald reich werden."

Meine Großmutter lachte und zeigte ihre braunroten Zähne. Braunrot vom Betelkauen waren auch die Falten um ihren Mund. Ihre Augen fast grau, ihre schlanken Hände faltig, ihre weißen Haare in ein Kopftuch gewickelt. Spuren eines Lebens voller Verluste und Brüche, Zeichen der Zeit, Erinnerungslücken – alles vereint in ihrem kleinen Körper.

Als Kind habe ich mich immer gefragt, woher ihr Dialekt stammte, warum sie mehr Fremdwörter benutzte als der Rest der Nachbarschaft. Erst später erfuhr ich, dass es Französisch war: *cùi dìa/cuiller* – Löffel*; ga tô/gateau* – Kuchen*; tùng bê/tombe* – Grab. Als ich sieben Jahre alt war und sie fragte, woher sie komme, ob sie Erinnerungen an ihren Vater habe, und wie ihre Kindheit gewesen sei, lächelte sie nur verlegen und schaute weg. Eine alte Nachbarin rief laut: „Sag es ihr. Sie ist deine Enkelin, sie will mehr über ihre Herkunft wissen. Warum sagst du es ihr nicht?" Aber meine Großmutter winkte ab und fuhr mit ihrer Arbeit fort. Lange Zeit fragte ich mich, wer sie war. Und wer war dann ich? Woher kam sie? Woher kam ich?

Meine Mutter, meine Großmutter und ich saßen auf dem Boden und aßen Jujuben mit Suppenpulver. Alles war wie früher, nur dass diesmal auch meine Schwester dabei war. Als sie älter wurde, fragte ich mich oft, wie es wohl gewesen wäre, wenn sie nur ein paar Jahre nach mir in Vietnam geboren worden wäre, wenn wir zusammen aufgewachsen wären und eine gemeinsame Kindheit gehabt hätten. Ich stellte mir vor, wie wir zusammen zur Schule gingen, wie wir zusammen Hausaufgaben machten, wie wir uns Geschichten erzählten, wie wir uns gegenseitig beschützten und trösteten. So süß die Vorstellungen auch waren, wusste ich zugleich, dass ich ihr lieber einige bittere Realitäten, Erfahrungen, die mein jüngeres Ich erleben musste, ersparte, sie davor beschützen wollte. Wenn ich in ihre runden Augen schaute und ihren kleinen Körper hielt, wollte ich dafür sorgen, dass sie es besser hatte als ich. Als ich dann aber vor unserer Reise nach Vietnam im Krankenhaus neben ihr lag, nachdem sie in der Nacht epileptische Anfälle bekommen hatte, fühlte ich ein tiefes Gefühl der Ohnmacht. Ich war davon überzeugt, versagt zu haben, denn es war meine Verantwortung, dass es ihr gut ging, dass sie gar nicht erst krank wurde.

Nun waren wir zusammen in diesem Haus, diesem Ort, den ich mein Zuhause nannte, welcher für sie nur eine ferne Erinnerung sein würde. Und in ein paar Wochen, wenn wir zurückflögen, wären unsere Geschichten für alle anderen ununterscheidbar, denn in Deutschland galten wir gleichermaßen als Fremde. Ich war als Fremde nach Deutschland gekommen, aber sie war als Fremde in dem Land geboren. Ich habe mich oft gefragt, was Heimat für sie

bedeutete oder ob ihr eine fehlte, aber ich habe ihr diese Frage nie gestellt. So wie ich nie jemanden gefragt habe: „Was fehlt dir?“ Vielleicht aus Angst, die Lücke nicht füllen zu können.

„Was fehlt dir?“, fragte mich der Arzt bei meinem ersten Arztbesuch in Deutschland, und seitdem denke ich über diesen Satz nach. Was nützt die richtige Frage, wenn sie von der falschen Person gestellt wird? Und warum heißt es immer: „Was fehlt dir?“, aber nie: „Wovon hast du zu viel?“ Wie soll man bei einer ärztlichen Untersuchung auf die Frage antworten, wenn das, was einem fehlt, zu abstrakt ist, um es am Körper zu lokalisieren? Wie soll ein Arzt mir helfen, wenn ich das Wort für das, was mir fehlt, noch gar nicht kenne? Heimweh, *nhớ nhà*. Die Heimat vermissen. Sich an die Heimat erinnern. Was wird meine Schwester vermissen? Woran wird sie sich erinnern?

In Vietnam wuchs ich mit dem Lied *Quê Hương – Heimat* auf, das von Giáp Văn Thạch komponiert wurde und auf einem Gedicht von Đỗ Trung Quân basierte – demselben Dichter, der den Text geschrieben hatte, aus dem später das Lied *Rote Flammenbaumblüten* wurde. Es erschien erstmals 1986 in der Zeitschrift *Khăn quàng đỏ – Rotes Halstuch*, demselben Jahr, in dem ich geboren wurde. Der Text geht so:

Quê hương là gì hở mẹ
Mà cô giáo dạy phải yêu
Quê hương là gì hở mẹ
Ai đi xa cũng nhớ nhiều

Quê hương là chùm khế ngọt
Cho con trèo hái mỗi ngày
Quê hương là đường đi học
Con về rợp bướm vàng bay

Quê hương là con diều biếc
Tuổi thơ con thả trên đồng
Quê hương là con đò nhỏ
Êm đềm khua nước ven sông

Quê hương là cầu tre nhỏ
Mẹ về nón lá nghiêng che
Là hương hoa đồng cỏ nội
Bay trong giấc ngủ đêm hè

Quê hương là vòng tay ấm
Con nằm ngủ giữa mưa đêm
Quê hương là đêm trăng tỏ
Hoa cau rụng trắng ngoài thềm

Quê hương là vàng hoa bí
Là hồng tím giậu mồng tơi
Là đỏ đôi bờ dâm bụt
Màu hoa sen trắng tinh khôi

Quê hương mỗi người chỉ một
Như là chỉ một mẹ thôi
Quê hương có ai không nhớ ...[ii]

Was ist die Heimat, Mama,
von der die Lehrerin sagt, wir sollen sie lieben?
Was ist die Heimat, Mama,
nach der sich jeder sehnt, der in die Ferne geht?

Die Heimat ist ein süßer Sternfruchtbaum,
an dem ich jeden Tag klettern und pflücken darf.
Die Heimat ist der Schulweg,
den ich entlanggehe, während goldene Schmetterlinge tanzen.

Die Heimat ist ein himmelblauer Drachen,
den ich als Kind über den Feldern steigen ließ.
Die Heimat ist ein kleines Boot,
das ruhig das Flussufer entlanggleitet.

Die Heimat ist eine kleine Bambusbrücke,
auf der Mama heimkehrt, den Blätterhut schräg vor dem Licht.
Sie ist der Duft von Wiesenblumen,
der durch meine Sommernachtsträume zieht.

Die Heimat ist ein warmer Arm,
in dem ich einschlafe, wenn es draußen in der Nacht regnet.
Die Heimat ist eine helle Vollmondnacht,
in der die Blüten der Betelpalme leise auf die Schwelle fallen.
Die Heimat ist das Gold der Kürbisblüten,
das Violett der Malabarspinat-Ranken am Zaun,
das leuchtende Rot der Hibiskushecken,
und das reine Weiß der Lotusblume.

Jeder Mensch hat nur eine Heimat –
so wie man nur eine Mutter hat.
Wer könnte je seine Heimat vergessen ...

Das Gedicht hieß ursprünglich *Bài Học Đầu Cho Con – Erste Lektionen für Kinder* und war der kleinen Quỳnh Anh, der Tochter des Schriftstellers Nguyễn Nhật Ánh, gewidmet, die zu diesem Zeitpunkt erst ein Jahr alt war. Als das Gedicht veröffentlicht wurde, strich die Herausgeberin Việt Nga, Tochter des Dichters Lê Giang, einige Absätze und ergänzte am Ende die Zeile: „Wird nicht zu einem Menschen heranwachsen." So endet das Gedicht mit dem Satz: „Wer seine Heimat vergisst, wird nicht zu einem Menschen heranwachsen." Kann jemand zu einem Menschen heranwachsen, wenn ihm eine Heimat fehlt? Damals dachte ich, das Konzept von Heimat wäre an einen Ort gebunden. Im Gegensatz zu Đỗ Trung Quân glaubte ich aber, dass man mehrere Orte als Heimat bezeichnen könne, so wie Deneb Teil des Schwans und Altair Teil des Adlers war, aber beide gleichzeitig zum Sommerdreieck gehörten. Für viele Menschen, die ich kannte, war Heimat kein bestimmter Ort, sondern bestand aus Menschen, Erinnerungen, Gerüchen, Essen, Bräuchen und Gefühlen. Für mich waren all diese Dinge ortsgebunden: die Menschen, die Erinnerungen, die Gerüche, das Essen, die Bräuche, die Gefühle ... Das war mein Mosaik von Heimat, das ich nur einer Gegend zuordnete. Alles erinnerte mich an unser Haus auf dieser Insel in der Provinz Quảng Ninh in Vietnam, wo wir auf dem blaugefliesten Boden saßen, wo ich meine Kindheit verbracht hatte. Vielleicht würde meine Schwester Landshut als Heimat bezeichnen, oder vielleicht würde sie Heimat anders definieren als ich. Und viel-